

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer. 1927-1944 1933

266 (26.9.1933) Am badischen Herd

Am badischen Herd

Unterhaltungsbeilage des „Führer“

Der Weinberg

Ein Gleichnis aus unseren Tagen.

Ein reicher Gutsbesitzer hatte einen ungeheuer großen Weinberg. Er selbst war schon alt und hatte nicht mehr die Kraft, im Weinberg zu arbeiten, ja er konnte nicht einmal mehr hinaufsteigen, um die von seinen Knechten und Mägden verrichteten Arbeiten zu prüfen. Jene wiederum waren nicht nur unwissend, wie ein Weinberg gepflegt werden muß, sondern sie arbeiteten wenig und steckten ihren Lohn unverdient in die Tasche. Der Weinberg aber wurde von Jahr zu Jahr verwahrloset und die Rebstöcke bekamen Krankheiten. Viele verdorrten, manche riß der Sturm zu Boden, andere wiederum trugen nur noch spärliche Traubenfrüchte, die sauer und ungenießbar waren. Der Weinberg mit seinen früher so herrlichen Reben verwilderte immer mehr.

Da kam eines Tages ein Mann in das Dorf, in dem der reiche Gutsbesitzer wohnte. Er kam über den Rebhügel und ging auch an dem großen Weinberg vorbei. Als er sah, wie vernachlässigt das Bergstück mit seinen absterbenden Reben war, eilte er schnell in das Dorf hinunter, um zu hören, wer der Besitzer sei. Er wunderte sich sehr, daß ein so wohlhabender Mann seinen Weinberg so vernachlässigte. Das ärgerte den Fremden sehr, und er beschloß, Leute um sich zu sammeln, mit denen er den Weinberg wieder fruchtbar machen wollte.

Am nächsten Tag stand er früh auf. Von Haus zu Haus führte sein Weg, wo er Leute suchte, die mit ihm zusammen im Weinberg arbeiten würden, als freiwillige Helfer. Er ging durch das ganze Dorf — aber er fand keine, die bereit waren. Sehr betrübt legte er sich in jener Nacht nieder und sann lange nach, was zu machen wäre.

Als der neue Tag kam, stand er wieder früh auf und ging gleich zu dem alten Gutsbesitzer. Der empfing ihn mißtrauisch:

„Was, Du willst meinen Weinberg umgraben, meine wertvollen Reben herausreißen, andere, junge einpflanzen? Das kann ich nicht zulassen, sonst dauert es viele Jahre, bis ich wieder Wein bekomme. Du törichter Fremder!“

„Ihr versteht mich nicht, Herr! Ich meine es doch nur gut mit Euch und Eurem Weinberg! Ueberlegt, daß Ihr zwar einige Jahre keinen Wein ernten könnt, daß aber nach dieser Zeit dreimal so viel und dreimal so wertvoller Wein aus Eurem Bergstück wächst.“

„Du hast schon recht, aber allein kannst Du das doch nicht bewältigen. Du hast ja gar niemand, der Dir hilft. Geld werfe ich für diesen verdorrten Weinberg nicht mehr aus. Ich kann Dir keine Helfer geben!“

„So, das könnt Ihr nicht! Dann ist es schon gut! Ich werde mir selbst meine Helfer suchen! Lebt wohl, Herr!“

Der alte Mann schaute dem seltsamen Fremden mit Kopfschütteln nach. „Ein Hühnerkopf!“, sagte er vor sich hin und schloß die dicke Eichentür seines Hauses.

Der Fremde ging ins Dorf zurück. Es hatte sich rasch von Mund zu Mund herumgesprochen, daß der Fremde von dem reichen Gutsbesitzer abgewiesen worden war. Sie schauten ihm mit spöttischen, mißtrauischen Blicken nach. Doch er gab keine Hoffnung nicht auf. Tag für Tag erzählte er jedem, den er traf, von dem verwahrloseten und von Unkraut überwucherten Weinberg. Viele stimmten ihm wohl zu, aber sie hielten sein Werk für aussichtslos.

„Der alte Berg bringt doch nichts mehr!“ „Ihr werdet mit Eurer Arbeit nie fertig. Wenn Ihr oben seid, müßt Ihr unten wieder beginnen!“

„Wo wollt Ihr die jungen Rebstöcke hernehmen, wenn Ihr die alten verbrannt habt?“ „Wer bezahlt Euch denn? Wer bezahlt mich, wenn ich helfe?“

„Habt Ihr selbst Geld? Wer hat es Euch gegeben? Und wieviel?“ Das waren die Antworten und Fragen, die täglich auf ihn niedersielen, wenn er mit den Leuten sprach.

Und dennoch verzweifelte er nicht! Denn an einem Abend, als er im Gasthaus des Dorfes saß, traf er welche, die schon lange dasselbe dachten, wie er selbst. Sie waren nur

unter sich noch nicht einig geworden, was sie zunächst tun sollten und wer sie anführte. Da stellte er sich ihnen zur Verfügung. Und als er seine ersten Helfer zählte, waren es genau sieben.

Sieben Mann — die genügten natürlich nicht. Er brauchte viel mehr, Hunderte, wenn er sein Werk verwirklichen wollte. Und nun begann die Arbeit von neuem und — zu sieb. Zufällig gewannen sie immer neue für ihr Werk. Nach einigen Jahren stand fast das halbe Dorf hinter ihnen.

Dann kam der Tag, an dem sie es wagen wollten. Sie zogen alle hinauf zum Weinberg und wollten zu arbeiten beginnen. Dort waren aber Fuhngeln gelegt. Die Männer taumelten und stürzten zu Boden. Andere rannten nach vorne, bis sie — von Selbstschüssen getroffen — sich in ihrem Blute wälzten.

Der Fremde blieb unerschrocken, obgleich er mitten unter seinen Helfern stand. Er begriff nicht, eine unzubändigende Wut packte ihn. Doch er verbiß sie und schritt mit nachdenklichen Schritten wieder hinunter dem Dorfe zu. Dort fingen sie ihn ein und legten ihm Ketten um den Hals.

Umsonst war seine Stimme, die rief: „Was wollt Ihr von mir? Ich habe nichts Unrechtes getan! Der Weinberg...“ „Sei still! Du Hühnerkopf!“, so schrien sie ihn an.

Und er blieb still, trug, was ihn schmerzte, bei sich. Er wartete auf den Tag, der kommen mußte, wenn die andern ihm nicht untreu geworden waren.

Der Tag kam, an dem er wieder frei wurde.

Neu begann er sein Werk. Er zog durch Dörfer und Städte, rief die Leute auf, sie sollten seine freiwilligen Helfer werden. Den Weinberg wollte er umgraben, das Alte, Schlechte herausreißen. Neue Reben wollte er darauf pflanzen.

Und zu den ersten Sieben kamen noch hundert Helfer hinzu, zweihundert und mehr. Wieder ging er zurück und zu dem alten Besitzer des Weinbergs. „So, Herr, ich komme noch einmal zu Euch. Diesmal habe ich fast dreihundert Helfer mitgebracht. Wollt Ihr diese immer noch zurückweisen? Genügen Sie Euch nicht?“

Der Alte konnte zuerst keine Antwort geben. Er war erschüttert von der Lastrast des fremden Mannes.

„Komm heretn zu mir, ich will mit Dir sprechen!“

Und sie sprachen miteinander, wie sie die Arbeit beginnen wollten, wann und wo. Nach einer Stunde waren sie einig.

Als der Fremde wieder hinaustrat zu den Helfern, die unten warteten und alle schon ihre schlicht-bräunlichen Arbeitshemden angelegt hatten, da brachen sie in eine ungeheure Begeisterung aus. Sie stürzten auf ihn zu und trugen ihn auf den Schultern durch die Reihen.

„Du bist unser Führer, den wir suchen! Mit Dir ziehen wir hinauf zum Weinberg!“, so riefen sie alle.

Er aber blieb Mensch und vergaß nicht, welche ungeheure Arbeit vor ihnen allen lag. Und er stieg auf eine kleine Anhöhe beim Dorf, gerade unterhalb vom Weinberg, und hielt eine Rede an alle Helfer:

„Unsere Arbeit darf nun beginnen! Unser Werk soll vollendet werden. Wir werden den Weinberg aussäen, das Unkraut abbrennen, die alten, dürren Rebstöcke zusammenhauen und neue, kräftige anbauen, damit wir uns nicht mehr zu schämen brauchen. Aber das ist eine ungeheure Arbeit. Für die brauchen wir Zeit. Gebt mir nur vier Jahre! Und ich verpflanze Euch, daß ich alles tun werde, was ich tun kann. Nach vier Jahren will ich wieder vor Euch hinstreten und Euch, die Ihr mir dabei geholfen habt, fragen, ob ich Euch recht angeleitet und geführt habe. Dann sollt Ihr über mich urteilen. Der Herr gebe mir die Kraft, daß ich vor Euch und ihm bestehen kann. — Und jetzt an die Arbeit!“

Wieder brach ein Orkan von Jubel und Begeisterung los. In endlosen Kolonnen marschierten sie hinauf zum Weinberg. Sie arbeiteten fieberhaft, schlugen alles Unkraut, Schwarzhölzer zu Boden und tranken die Erde mit dem Schweiß ihrer Arbeit.

Doch nach vier Jahren sprossen aus dem braunen Erdbreich junge, grüne Triebe empor. Der Anführer aber stand oben, ganz hoch oben, auf dem höchsten Punkt des Weinbergs, schaute hinab auf das Werk und dankte dem allmächtigen Vater für die Kraft, daß er es vollenden ließ.

Erich Bauer, Heidelberg.

Lied der Heimat

Von Gustav Mangold

Warm dampft nach langer Regennacht
Der Morgenatmungs aus der Erde,
Und irgendwo im Frühlingshain
Sieht weidwärts eine Kämmerherde.

Es schwingt der Glocken heller Klang
Sich aus den Gründen zu den Höhen,
Auf denen schwer von goldner Tracht
Die Garbenbündel wartend stehen.

Gleich Wunderblumen schwebt der Rauch
Aus niedern Hütten, grün umspinnen,
Und kaum geboren, ist er schon
Im lichten Himmelsblau zerronnen.

Das Tor kreischt und die Peitsche knallt,
Es rennt der Lärm durch alle Gassen,
Vielhundert Arme ziehn aufs Feld
Still liegt der Kirchplatz und verlassen.

Die Sense rauscht, die Aehre schwankt,
Und ähgend stöhnt der müde Wagen,
Wie oft hat er das Jahres Fleiß
In Wind und Wetter eingetragen.

Das Sonntagsgewert ist vollbracht,
Gelbst im Schlummer sind die Glieder,
Auf leisen Sohlen steigt die Nacht
Vom Berggang in das Tal hernieder.

Es läßt der Mond im Märchenwald
Von schlanken Wipfeln sich umfächeln,
Derweil im Silberlicht am Rain
Bleiche Madonnen milde lächeln.

Der Brunnen rauscht sein altes Lied,
Es schlummern die Menschen im Frieden,
Gott Vater wolle allezeit
Das schlafende Dorf beschützen.

Es spukt im Seehaus

Ein heiterer Roman von Marianne Ziegler

(20. Fortsetzung)

Aber er kannte seine Frau und wußte, daß es leichter gewesen wäre, einen Schnellzug in voller Fahrt anzuhalten. Also versuchte er wenigstens, Mariachen Reichenbach durch ausgedehnte Liebenswürdigkeit einigermaßen zu friedenzustellen. Dies war nun nicht mehr so ganz leicht. Nicht nur Ginas unmatronenhaftes Gebaren, auch die feurigen Subtilitäten, die ihr Kontad dafür fand, erregten ihr Mißfallen. Das hatte gerade noch gesehlt, denn sie war schon verstimmt, weil vorher ihr Junge, dieser gediegene prächtige Mensch, durch die Tanzkünste eines Fremden in den Schatten gestellt worden war. Mehr als unnützlich, daß ein solches Wesen daraus gemacht wurde! Das Mädchen selbst — nun, das hatte zwar kein Wort gesagt, aber es war deutlich zu sehen gewesen, welche Freude ihr der Tanz machte. Wie rot sie dabei geworden war! Ob man dies nun für ein gutes oder ein schlechtes Zeichen nehmen sollte? Frau Mariachen entschloß sich für das letztere. Ihre Befürchtungen über eine Verbindung mit der Künstlerwelt waren nicht unbegründet gewesen. In Großwunzendorf und in der ganzen Nachbarschaft war eine solche noch nicht vorgekommen, und es war hart zu denken, daß gerade das von ihr so peinlich gehütete Haus Reichenbach damit den Anfang machen sollte.

Etwas atemlos legte endlich Gina ihre Laute weg und nahm die Komplimente entgegen, die man ihr darbrachte und die ihrem Herzen wohltaten. „Nun und du, sagst du mir nichts?“

wandte sie sich fragend an Martin. Der lachte: „Nicht übel für den Uebergang ins ältere Fach!“ Nein, diese Gemütsänderung! Wenn er auch nur eine von Ginas ständigen Redensarten zitierte, fand diese doch jetzt keinen Gefallen an seiner Bemerkung. Noch besser verstand es Frau Gadecke, ein Tröpflein Gift in den gespendeten Honig zu mischen: „Ausgezeichnet! Wirklich prächtig! Und so echt! Sollte man nicht denken, daß die liebe Frau Hollweck direkt vom Brett kommt?“

„Mag sein, daß ich mich für eine Künstlerin von Beruf ausgeben könnte. Aber leider bin ich es nicht, und mir liegt es völlig fern, mir einen Titel und Rang anzumachen, der mir nicht zukommt!“ So, das sah!

Ginas Aegerer war damit so ziemlich wieder verfloren. Aber der armen Gutrune war der Abend gründlich verdorben. Sie war ganz anders geartet als ihre Eltern und schaute sich geradezu nach der Atmosphäre spießbürgerlicher Geborgenheit, in der Frau Mariachen thronte. Um so mehr ängstigte sie der Eindruck, den die Hollwecksche Karnevalskaune, im ungeeignetsten Augenblick entsetzt, hervorgerufen mußte. Und ihr Kurt war gewiß auch verstimmt. Ach, sie hätte nicht mit Herrn Möbius tanzen sollen, gerade weil es so wunderschön gewesen war. Verstoßen suchte sie die Hand ihres Verlobten und fand mit ausbleibendem Herzschlag, daß er ihren Druck kaum erwiderte. Das war freilich nicht so sehr seine Schuld, denn Frau Kitty hatte ihn aufs Korn genommen und fesselte seine ganze Aufmerksamkeit

durch teilnehmendes Ausfragen. Es wäre unhöflich von ihm gewesen, sie nicht anzuhören, und außerdem war Kurt gerade Mann genug, um es recht schmeichelhaft zu finden, daß eine Dame sich so sehr für sein Seelenleben interessierte. Die arme Gutrune stand leise auf und setzte sich in eine entfernte Ecke neben das bescheidene Fräulein Feldmeier.

Piet van Dongerns Stimmung hatte mit Hilfe kräftiger Anfeuerung die verschiedensten Stadien durchlaufen. Nach Frau Hollwecks erfolgreichem Vortrag gab auch er mit seiner heiteren Stimme ein Lied zum besten, das er als Jüngling in Pretoria zu singen pflegte; die Melodie war unklar, und den Text verstand niemand, aber das war vielleicht ganz gut. Dann begann er Bilder aus längst vergangenen Zeiten heraufzubeschwören, erzählte, was er für ein toller Kerl gewesen und wie in ganz Südafrika von nichts anderem als seinen Streichen geredet worden sei. Während er diesen Erinnerungen nachging, übermannte ihn die Nüchternheit; er fing an zu jammern, daß jetzt alles Schöne dahin sei, schluchzte trocken auf und sah mitleidend nach Frau Hollweck, wie ein Kind nach seiner Amme.

„Na, na!“ sagte diese begütigend. „So ein bißchen ist Ihnen schon noch geblieben. Es gibt Leute genug, die jederzeit mit Ihnen tauschen würden. Allein Ihre Diamanten...“

„Sie meinen die, welche Herr van Dongern uns gestern zeigen wollte? D, sie müssen wunderwohll sein!“ sagte Frau Kitty mit schwärmerisch verdrehten Augen. „Gewiß sind sie so groß wie Taubeneier und leuchten auch im Dunkeln!“

„Ja, sehr wertvoll sind sie schon“, erklärte Piet, wider Willen geschmeichelt. Direktor Beckhoff wiegte mit seinem Köpfchen den Kopf hin und her, sagte nichts, sah aber Piet fragend an.

„Sie glauben es wohl nicht?“ fragte dieser getränkt. „Sie waren es ja, der die Dinge gestern nicht sehen wollte. Und jetzt möchten Sie sie wohl schlecht machen? Das gibt's nicht, mein Lieber. Jetzt bestehe ich darauf, sie zu zeigen. Sie sollen selbst urteilen!“

„Ach ja, bitte, lassen Sie Ihre Schätze sehen!“ rief nun auch Frau Gadecke.

Piet wandte sich an Frau Hollweck. „Sie haben mir neulich gesagt, ich dürfe sie nicht so viel zeigen. Aber jetzt sollen Sie es erlauben. Sie sagen doch selbst, daß hier alles ehrlich ist.“ Frau Hollweck hörte ihn mit geteiften Gesichtern. Es war in der Ordnung, daß das alte Baby sie wie gewöhnlich um Rat und Meinung fragte, aber daß ihr gleichzeitig die Verantwortung zugeschoben werden sollte, ging doch wohl etwas zu weit. Immerhin konnte sie ihre Gäste nicht durch eine Aeußerung des Mißtrauens fränken. Sie erteilte also viel die erbetene Erlaubnis, und Schokolade wurde beauftragt, die Edelsteine zu holen.

Es geschah zu ihrer eigenen Verhütung, daß sie sich an Heinrich wandte. „In Ihrer Gegenwart, Herr Polizeirat, dürfen wir uns ohne Gefahr an dem Anblick freuen. Sie sind ja eine Art Schutzengel, der sorgt, daß nichts Unses passieren kann und seine Flügel über uns alle ausbreitet!“

Der Schutzengel verbeugte sich. „Sehr schmeichelhaft, verehrte Hausmutter. Aber ich müßte das Ehrenamt dankend ablehnen. Ich bin im Urlaub; ich habe es Ihnen wiederholt gesagt, daß ich mich dann grundsätzlich um nichts kümmern werde. Im Urlaub lege ich Würde und Würde meines Amtes ab und bin nur ein Mensch wie sie alle. Ich fühle mich dann durchaus imstande, nette und sympathische Verbrecher zu begreifen, und bitte Sie, vor meinen Augen nicht gefeiert alle von Ihnen geplanten Untaten auszuführen.“ (Fortsetzung folgt.)